

Textausschnitt aus „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque. Der Roman handelt von einem jungen deutschen Soldaten, der sich bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit seiner ganzen Schulklasse für den Kriegsdienst meldet. Bevor es an die Front geht, absolvieren sie unter einem sadistischen Unteroffizier ihre Grundausbildung und merken schnell, dass beim Militär andere Werte zählen, als sie es gewohnt sind. Die Rekruten werden an der Westfront eingesetzt und lernen, was es wirklich heißt, im Krieg zu sein, zu kämpfen, zu töten, zu überleben. Bei einem Aufenthalt zu Hause erkennt Paul, dass in der Heimat niemand versteht, was er und seine Freunde an der Front in Frankreich täglich erleben. Die Kameraden werden einer nach dem andern entweder verwundet oder getötet. Schließlich fällt auch der Erzähler selber, „an einem Tag, der so ruhig und so still war, dass der Heeresbericht sich auf den Satz beschränkte, im Westen sei nichts Neues zu melden.“



**Bild:** Otto Dix: „Leiche im Drahtverhau“

Man kann das nicht niederschreiben. Diese bebende, schluchzende Frau, die mich schüttelt und mich anschreit: «Weshalb lebst du denn, wenn er tot ist!», die mich mit Tränen überströmt und ruft: «Weshalb seid ihr überhaupt da, Kinder, wie ihr...», die in einen Stuhl sinkt und weint: «Hast du ihn gesehen? Hast du ihn noch gesehen? Wie starb er?»

Ich sage ihr, dass er einen Schuss ins Herz erhalten hat und gleich tot war. Sie sieht mich an, sie zweifelt: «Du lügst. Ich weiß es besser. Ich habe gefühlt, wie schwer er gestorben ist. Ich habe seine Stimme gehört, seine Angst habe ich nachts gespürt, sag die Wahrheit, ich will es wissen, ich muss es wissen.»

«Nein», sage ich, «ich war neben ihm. Er war sofort tot.»

Sie bittet mich leise: «Sag es mir. Du musst es. Ich weiß, du willst mich damit trösten, aber siehst du nicht, dass du mich schlimmer quälst, als wenn du die Wahrheit sagst? Ich kann die Ungewissheit nicht ertragen, sag mir, wie es war, und wenn es noch so furchtbar ist. Es ist immer noch besser, als was ich sonst denken muss.»

Ich werde es nie sagen, eher kann sie aus mir Hackfleisch machen. Ich bemitleide sie, aber sie kommt mir auch ein wenig dumm vor. Sie soll sich doch zufrieden geben, Kemmerich

bleibt tot, ob sie es weiß oder nicht. Wenn man so viele Tote gesehen hat, kann man so viel Schmerz um einen einzigen nicht mehr recht begreifen. So sage ich etwas ungeduldig: «Er war sofort tot. Er hat es gar nicht gefühlt. Sein Gesicht war ganz ruhig.»

Sie schweigt. Dann fragt sie langsam: «Kannst du das beschwören?»

«Ja.»

«Bei allem, was dir heilig ist?»

Ach Gott, was ist mir schon heilig! So was wechselt ja schnell bei uns.

«Ja, er war sofort tot.»

«Willst du selbst nicht wiederkommen, wenn es nicht wahr ist?»

«Ich will nicht wiederkommen, wenn er nicht sofort tot war.»

Ich würde noch wer weiß was auf mich nehmen. Aber sie scheint mir zu glauben. Sie stöhnt und weint lange. Ich soll erzählen, wie es war, und erfinde eine Geschichte, an die ich jetzt beinahe selbst glaube.

Als ich gehe, küsst sie mich und schenkt mir ein Bild von ihm. Er lehnt darauf in seiner Rekrutenuniform an einem runden Tisch, dessen Beine aus ungeschälten Birkenstämmen bestehen. Dahinter ist ein Wald gemalt als Kulisse. Auf dem Tisch steht ein Bierseidel.